

Inhalt

8 Vorwort

Interviews

14 Gülcan Ayvalik

17 Claus-Peter Barfeld

21 Burckhardt Bergmann

26 Jörg Bogumil

30 Ulrich Borsdorf

34 Hanns-Ludwig Brauser

39 Christoph E. Broelsch

44 Thomas Budde

49 Roberto Ciulli

54 Monika Dombrowsky

59 Volker Eichener

64 Jürgen Flimm

69 Hans-Joachim Früh

74 Franz Grave

79 Gabriela Grillo

83 Dirk Grünewald

VORWORT

Das Ruhrgebiet ist ein deutscher Mythos in Europa. Mit der Montanunion stand es am Beginn des europäischen Einigungsprozesses. Hier wird ein europäisches Zeitalter greifbar. Gemeinsam mit seinen Benelux-Nachbarn bildet dieser Ballungsraum mit seinen 5,5 Millionen Einwohnern einen starken Westpol, an dessen Anfang die Warenströme standen, gefolgt von Menschen, Ideen und Projekten.

Die Metropolenregion Rhein-Ruhr ist ein Europa im Kleinen. Sie wurde durch Einwanderung aus allen europäischen Ländern und darüber hinaus geprägt. In ihrer Geschichte hat diese Region Erfahrungen gesammelt und Kompetenzen entwickelt, von denen der gesamte Kontinent auf seinem Weg zur Einheit profitieren kann. Die besonderen sozialen Begabungen, die sich als Ergebnis dieses Lernprozesses herausgebildet haben, sind Toleranz, Gelassenheit und die ruhrgebietspezifische Fähigkeit, vermeintlich Unvereinbares miteinander zu vereinen. Sie haben in dem längst zum Kult avancierten Ruhr-Idiom ihren Ausdruck gefunden.

In den vergangenen Jahren sah sich das Ruhrgebiet einem Strukturwandel ausgesetzt, den die meisten der hier lebenden Menschen zwar in bewundernswerter Weise angenommen, aber auch durchlitten haben. Allein bei Kohle und Stahl gingen 600 000 Arbeitsplätze verloren. Inzwischen zeigen sich überall an Rhein und Ruhr bemerkenswerte Ansätze zu einer wirtschaftlichen Revitalisierung. Zwischen den Jah-



Eine Gründerin mit Mut

Gülcan Ayvalik wurde 1972 in der Türkei geboren und kam als Zweijährige nach Deutschland. Nach ihrem Studium zur Grafikdesignerin, das sie in Dortmund absolvierte, gründete sie 2003 den Mavi-Verlag und eine Werbeagentur. Publiziert werden Medien in türkischer Sprache: ein Informations- und Städte-Branchen-Verzeichnis und eine monatlich erscheinende Informations- und Kulturzeitung für die türkische Community.

»Migranten machen sich gerne selbstständig«

Die türkischstämmige Verlegerin Gülcan Ayvalik über Motive und Perspektiven bei Gründung einer eigenen Firma.

NRZ: Warum ist das Ruhrgebiet für Sie ein guter Standort?

Gülcan Ayvalik: Hier leben Menschen aus den verschiedenen Kulturen, viele mit dem gleichen Migrationshintergrund wie ich. Die Region lebt, sie ist spannend, sie ist farbenfroh, ich fühle mich hier sehr wohl.

NRZ: Und das Geschäftliche?

Ayvalik: Jede Region hat ihre Vorzüge. Geographisch gesehen liegt das Ruhrgebiet sehr zentral, Lage und Autobahnanbindung sind günstig für unsere Produkte. Unsere Kunden sitzen in ganz NRW.

NRZ: Es ist mutig, sich frisch von der Uni selbstständig zu machen. Hatten Sie nie Zweifel?

Ayvalik: Zweifel hat man, das ist klar, die sind auch gar nicht so schlecht. Man ist dann nicht so euphorisch und bereitet den Weg, den man gehen will, sorgfältig vor. Ich hatte von Anfang an den Wunsch selbstständig zu sein, aber es blieb mir auch keine andere Wahl. 2001, als ich den Abschluss in der Tasche hatte, war gerade so eine Zeit, in der es für Grafikdesigner wie mich schwer war, eine Festanstellung zu bekommen.

NRZ: Wie sind Sie gefördert worden?

Ayvalik: Meine Familie hat mich unterstützt, von den Erfahrungen meiner Freunde konnte ich profitieren. Wichtig war der Europäische Sozialfonds, der Existenzgründern ein Jahr lang den Lebensunterhalt garantiert. Aus dieser Phase bin ich aber lange heraus.

NRZ: Deutsche Unternehmerinnen sind schon selten, türkische wohl noch seltener oder?

Ayvalik: Ich habe darüber keine Statistik. Aber ich kann aus Erfahrung sagen, dass es eine Menge türkischer Unternehmerinnen gibt, die bei uns Anzeigen schalten. Das sind Frauen, die zum Teil seit langem selbstständig sind, ein Unternehmen neu gegründet oder eines übernommen haben. Ich denke, dass das noch zunehmen wird. Bei Migranten sind die Bestrebungen, sich selbstständig zu machen, größer als bei Deutschen.

NRZ: Warum ist das so?

Ayvalik: Das Ansehen eines Selbstständigen ist unter den Migranten höher. Diese Gruppe ist auch sehr bestrebt, sich in Deutschland eine sichere Existenz aufzubauen. Es werden längst nicht nur Reisebüros, Schneidereien, Übersetzungsbüros oder Lebensmittelgeschäfte gegründet. Wie man in unserem Branchenverzeichnis sieht, gibt es Gewerbebetriebe in über zweihundert Branchen.

NRZ: Könnte Selbstständigkeit ein Weg sein, der zu mehr und besserer Integration führt?

Ayvalik: Jeder, der selbstständig ist, zahlt Steuern, Miete und besitzt ein Geschäftskonto, ist demnach ja integriert, gleichgültig, ob er einen deutschen Pass hat oder nicht. Wie viele meiner Kunden auch bediene ich eine Nische. Dieser Markt lebt unter anderem davon, dass Unternehmen von Migranten Bedürfnisse befriedigen, denen deutsche Unternehmen nicht nachkommen können. Trotz der Integration hoffen wir, dass das noch lange so bleibt.

Interview: Richard Kiessler und Frank Stenglein



»Ein Essener Junge – ein Essener Bischof« titelte die NRZ über Franz Grave. 1932 hier geboren, wurde er 1959 bei der ersten Priesterweihe des im Jahr zuvor gegründeten Bistums geweiht. Nach Jahren als Kaplan und Religionslehrer übernahm er Führungspositionen in der Kolpingsfamilie und der Katholischen Arbeitnehmer-Bewegung. 1988 ernannte Papst Johannes Paul II. ihn zum Weihbischof in Essen, nach dem Tod von Kardinal Franz Hengsbach übernahm er 1992 den Vorsitz der Aktion Adveniat für die Kirche in Lateinamerika und wurde im Jahr darauf zum Bischofsvikar für weltkirchliche und gesellschaftliche Aufgaben ernannt.

»Unter Tage ist die Welt noch in Ordnung«

Der Essener Weihbischof Franz Grave zum Wirken der Kirche bei Integration, Wirtschaft und Kultur im Revier.

NRZ: Was schätzen Sie am meisten am Ruhrgebiet?

Franz Grave: Die Menschen. Ihre Solidarität, ihre Verbindlichkeit. Das hängt natürlich auch damit zusammen, dass die Region stark vom Bergbau geprägt war. Solidarität war und ist ja hervorstechende Tugend der Bergleute. Unter Tage muss sich jede Schicht darauf verlassen können, was die Vorgänger-Schicht gemacht hat.

NRZ: Werte, die in der Vergangenheit geprägt wurden und sich in die Gegenwart erhalten – gibt es eine solche Kontinuität?

Grave: Es gibt natürlich Anpassungen, auch Aufweichungen. Das hängt mit Veränderungen im Bergbau und in der Gesellschaft zusammen. Aber Grundtönungen sind noch erfahrbar. Wenn ich bei Firmungen oder Visitationen »auf Montage« bin, erlebe ich in schöner Regelmäßigkeit, wie Solidarität und Hilfsbereitschaft der Menschen zu erkennen sind.

NRZ: Was hat die katholische Kirche tun können, um den nicht schmerzlosen sozialen Wandel mit zu gestalten?

Grave: Die Kirche hat diesen Prozess begleitet, nicht zuletzt durch ihre Vereine und Verbände vor Ort. Da wurden Menschen nicht einfach nur betreut, da wurde Bildungsarbeit geleistet, lebensbezogene und im Glauben verankerte Bildung. Heute würden wir vor allem von einem Beitrag zur beruflichen Mobilität sprechen. Das gab es schon sehr früh.

NRZ: Und ging über seelsorgerische Aufgaben weit hinaus ...

Grave: Seelsorge im Ruhrgebiet hat wesentliche Beiträge geleistet. Die Verkündigung ging nicht an den Leuten vorbei, sondern hatte einen Sitz im Leben und musste sehr früh die berufliche Realität mit einbeziehen. Die pastorale Sorge der Kirche war auf die Menschen im Arbeitsprozess gerichtet – und darüber hinaus. Denn dies war ja ein Schmelztiegel. Wenn ich heute darauf blicke, muss ich sagen, dass die Eingliederung wesentlich auch durch die Kirche und deren Initiativen positiv beeinflusst wurde.

NRZ: Klappt im Ruhrgebiet die Integration von Menschen, die hierher kommen, besser als in anderen Regionen?

Grave: In manchem Winkel des Ruhrgebiets kann man schon am Namen ablesen, dass Leute von fern hierher gekommen sind. Und sie sind in vorbildlicher Weise integriert worden.

NRZ: Das religiöse Angebot ist aber heute größer als vor, sagen wir, fünfzig Jahren.

Grave: In der Tat. Und insofern kann man nicht einfach von einer Fortsetzung der Integrationsarbeit im 19. und frühen 20. Jahrhundert reden. Aber ich denke, dass mit Blick auf die aktuelle, veränderte Situation die Kirchen nicht abseits stehen. Die Bemühungen um Integration sind nicht nur theoretischer Art. Ich erinnere an Kindergärten und Tagesstätten, wo Integration geradezu spielend funktioniert. Aber gerne auch daran, dass Integration unter Tage immer wieder gut gelingt, in unseren Bergwerken.

NRZ: Wo, wie Sie sagten, Solidarität und Verlässlichkeit unbedingte Voraussetzung sind.

Grave: Wenn Sie mit nach unten fahren, spürt man nur an der Sprache einen Unterschied – im Verhalten und im Miteinander kann ich keinen erkennen. Es wird, zu Recht, betont, dass es im Bergbau Probleme der Integration nicht gibt. Unter Tage sind keine Ansätze von Parallelgesellschaft erkennbar.

NRZ: Gibt es im Ruhrgebiet so etwas wie Arbeiterpriester?

Grave: Das kann man so ausdrücklich nicht sagen. Aber wir haben seit eh und je Priesterpersönlichkeiten, die einen Sinn für das Soziale haben ...

NRZ: ... zum Teil auf Grund eigener Herkunft?

Grave: Zum Teil – aber auch, weil die Ausbildung im Bistum Essen die Komponente der Sozialpastorale bewusst mit einbezieht. Man kann in sozialen Brennpunkt-Pfarreien das Wort Gottes nicht nur verkünden, man muss es auf sehr gezielte Weise auch in die Tat umsetzen. Die Seelsorge im Ruhrgebiet wird ganz wesentlich mitbestimmt von Bedürfnissen vor Ort, insofern kann man sagen, dass sich die soziale Einfärbung aus der Tätigkeit dort ergibt.

NRZ: Sehen Sie, dass sich die soziale Kluft weiter auftut?

Grave: Bei den Metall-Tarifverhandlungen gab es jetzt Akzente, die so vor zehn Jahren nicht möglich waren: Bewegung, Bereitschaft zu Flexibilisierung, zu Rücksichtnahme auf die wirtschaftliche Situation be-

stimmter Betriebe. Aber ich habe auch die kritische Frage: Was ist mit denen, die keine Arbeit haben? Die bei diesen Verhandlungen außen vor stehen? Da gibt es Tarifabschlüsse mit Steigerungen für die einen – und die anderen müssen zuschauen? Die heutigen Arbeitslosenzahlen hätten uns vor zehn Jahren einen Schrecken eingejagt, jetzt habe ich den Eindruck, dass wir uns mehr und mehr mit der hohen Arbeitslosigkeit arrangieren. Das ist meine große Sorge.

NRZ: Gibt es im Bistum einen ständigen Dialog mit Verantwortlichen aus der Wirtschaft?

Grave: Dieser Dialog ist eine erfreuliche Tatsache. Wir haben einen Unternehmer-Rat, zwölf Persönlichkeiten aus unterschiedlichen Bereichen des wirtschaftlichen Lebens ...

NRZ: ... bei denen Sie auch soziale Verantwortung spüren?

Grave: Natürlich. Am Ende unserer Sitzungen – wir treffen uns vier Mal im Jahr – steht immer die Frage: Was können wir praktisch tun? Dieser Kreis bemüht sich beispielsweise um Bereitstellung zusätzlicher Ausbildungsplätze. Und nach diesem Vorbild haben wir im Mai 2006 einen Arbeitnehmer-Rat gegründet. Auch da steht die eine Frage im Mittelpunkt: Haben wir in Zukunft noch Arbeit? Ich habe den Eindruck, dass wir uns in der breiten Öffentlichkeit still und leise von der Vollbeschäftigung verabschiedet haben.

NRZ: Themenwechsel. Haben Sie vor zehn, fünfzehn Jahren daran zu denken gewagt, dass Essen und das Ruhrgebiet Kulturhauptstadt werden könnten?

Grave: Diese Vorstellung konnte man angesichts der damaligen Verhältnisse schlecht entwickeln. Jetzt aber wurden die Bemühungen offensichtlich von vielen Verantwortungsträgern in unserer Region getragen. Vielleicht ist das sogar das Geheimnis der Ernennung.

NRZ: Wie wird sich die Kirche darauf einstellen? Was kann ihr Beitrag zur Kulturhauptstadt sein?

Grave: Gute Frage. Viele tun sich schwer damit, Kirchen als Träger und

Gestalter von Kultur zu benennen. Immer noch. Aber wenn man auf die Kulturgeschichte des Ruhrgebiets blickt, dann haben wir hier kirchliche Kunst und kirchliches Know-how viel früher, als wir – im neunzehnten Jahrhundert – Wirtschaft hatten. Kunst und Kultur beginnen hier nicht mit der Zeche Zollverein, so sehr ich das alles schätze. Aber ich kann nicht verstehen, wie geschichtsmüde man sein muss, um die kulturelle Prägekraft der Kirche nicht zu erkennen und anzuerkennen. Es lohnt sich, die Beiträge der Kirchen zur kulturellen Entwicklung dieser Region nüchtern, aber gerecht zu bedenken. Umgekehrt dürfen sich die Kirchen natürlich auch nicht stolz zurücklehnen und betonen, was sie schon alles gemacht haben. Sie sind aufgerufen, an den Vorbereitungen mitzuarbeiten, indem sie auf ihre Weise die vielfältig vorhandenen kulturellen Ansätze lebendig halten und vermitteln.

Interview: Richard Kiessler und Rolf-Michael Simon

Musischer Konzernlenker

Wie kein zweiter Konzernlenker kennt Werner Müller sich auch in der Politik aus. Das dürfte bei einem Unternehmen wie der RAG, das schon wegen der Kohle-Sparte im politischen Kreuzfeuer steht, von großer Wichtigkeit sein. Von 1998 bis 2002 war der parteilose Müller im ersten Kabinett Schröder Bundeswirtschaftsminister, bevor er 2003 in die RAG-Zentrale einzog und damit in heimatische Gefilde zurückkehrte. Müller wurde 1946 in Essen geboren, ist Volkswirt und promovierter Sprachwissenschaftler. Nach einem Zwischenspiel als Mathematiklehrer begann er 1973 beim RWE seine Karriere im Energiesektor, eine Branche, die ihn nicht mehr losließ. Es hätte aber auch einen musischen Weg für ihn geben können – der 59jährige ist ein sehr guter Pianist.



»Subventionsmentalität – ein dummes Klischee«

RAG-Chef Werner Müller über Lebensgefühl und Arbeitsethos im Ruhrgebiet, die Perspektiven der Kohle-Industrie und – die Notwendigkeit des Musikunterrichts.

NRZ: Sie haben fast Ihre gesamte berufliche Karriere im Ruhrgebiet verbracht. Was ist so attraktiv an dieser Region?

Werner Müller: Was sofort auffällt, ist die Mentalität der Menschen. Diese Erfahrung habe ich sehr schnell gemacht, als ich von Süddeutsch-

land hierhin zurückkam. Schon zu Beginn meiner Zeit bei RWE habe ich ein sehr kollegiales Miteinander erlebt. Hier hilft man sich. Das gilt auch für den Alltag. Als ich zum Beispiel damals eine Wohnung gemietet habe, musste sie noch renoviert werden. Im Malergeschäft, wo ich nur Tapeten kaufen wollte, bekam ich gleich alles Mögliche dazu – einfach so umsonst. So eine solidarische Hilfsbereitschaft und Ansprechbarkeit der Leute empfinde ich bis heute.

NRZ: Wie erklären Sie sich das?

Müller: So richtig kann ich das nicht begründen. Einerseits ist da sicherlich ein Stück Westfälisches drin. Andererseits wurden im Zuge der Industrialisierung unendlich viele Menschen für diesen Kraftakt gebraucht. Das Ruhrgebiet ist entstanden mit englisch-irischem Kapital und unter Mithilfe zunächst vieler Polen, später Italiener und Türken. Trotz kultureller Unterschiede gab es hier aber so gut wie keine sozialen Spannungen. Stattdessen ist hier ein Bewusstsein für den Wert echter Arbeit entstanden. Industrialisierung hieß immer Großeinsatz des Fachpersonals. Und das prägt die Leute. Menschen mit Dünkel finden Sie hier nicht.

NRZ: Haben wir eine Konsensgesellschaft im Ruhrgebiet?

Müller: Ja, ein gutes Stück. Hier wurde immer hart gearbeitet. Die Industriearbeit war immer schwer und schmutzig. Das gehört bei Stahl und Kohle einfach dazu. So etwas schweißt Leute zusammen. Und das ist auch ein Grund dafür, dass man umgänglicher miteinander umgeht als anderswo.

NRZ: Draußen hat das Revier nach wie vor ein schlechtes Image. Tun wir genug, um es aufzupolieren?

Müller: Zu der Selbstverständlichkeit, in der man hier in sich ruht, gehört auch, dass man oft zu wenig nach draußen über das redet, was in dieser Region Enormes geleistet wurde und wird. Das hat lange Jahre dem Ruhrgebiet zum Nachteil gereicht.

Aber wir sind ja dabei, die Außenwahrnehmung zu revidieren. Unternehmen des Ruhrgebiets bekommen heute hoch attraktive Bewerbungen aus ganz Deutschland. International renommierte Künstler treten hier auf, die früher um das Ruhrgebiet einen Bogen gemacht haben. Und nicht zu vergessen: Die Kulturhauptstadtbewerbung ist beispielsweise eine Chance, Deutschland und Europa ein Bild vom Ruhrgebiet zu zeigen, wie es heute ist.

NRZ: Manche Politiker sagen, NRW hätte weniger Sorgen, wenn es das Ruhrgebiet nicht gäbe.

Müller: Das ist aus heutiger Sicht vielleicht nicht ganz falsch. Historisch gesehen ist das aber vollkommen ungerechtfertigt. Denn ohne die Aufbauleistungen des Ruhrgebiets nach dem zweiten Weltkrieg hätte sich Deutschland nicht zu einer starken Wirtschaftsnation entwickeln können. Das ist im Bewusstsein vieler über die Jahrzehnte in Vergessenheit geraten.

Ähnliches gilt bei der Kohle. Da brauchen wir nicht mal zwei Generationen zurückgehen. Noch vor vierzig Jahren haben achtzig Prozent aller deutschen Haushalte ihre Wohnungen mit Kohleeeinzelöfen beheizt. Dazu kommen wahrscheinlich noch zehn Prozent mit Koks-Zentralheizung. Da war jeder froh, wenn er Kohle zum Heizen hatte. Die Wertschätzung war eine ganz andere. Heute heizt man mit Öl und Gas und etliche glauben, den Bergbau brauche man nicht mehr. Sie vergessen dabei, dass deutsche Steinkohle als wichtiger Energie- und Rohstofflieferant für die Stromerzeugung und die Stahlindustrie von großer Bedeutung ist und politisch bleiben müsste.

NRZ: Wird außerhalb des Ruhrgebietes Sozialverträglichkeit mit Subventionsmentalität verwechselt?

Müller: Subventionsmentalität kann man der Ruhrgebietswirtschaft bei Gott nicht vorwerfen. Das ist ein dummes Klischee und deshalb für viele umso leichter bei der Hand. Im Bergbau ist man sich bewusst, im Auftrag des Staates Energiesicherheit zu liefern. Der Bergmann ist

längst von der Spitze der industriellen Lohn- und Gehaltsskala ins untere Drittel gerutscht. Wir haben im Bergbau schon lange keine Realloohnerhöhung mehr, sondern sehr deutliche Gehaltskürzungen.

NRZ: Sie sind gerade zum Moderator des Initiativkreises Ruhrgebiet gewählt worden. Wo werden Sie die Schwerpunkte setzen?

Müller: Ich wünsche mir, dass der Initiativkreis Zentrum für die wichtigsten Zukunftsfragen der Region wird. Die Schwerpunkte dazu werden wir im kommenden Jahr im Kreis der Mitglieder diskutieren und setzen. Mit Sicherheit wird das Thema Kultur weiterhin eine große Rolle spielen.

Ich habe sehr aufmerksam in der Vollversammlung den Vortrag des Kulturstaatssekretärs Große-Brockhoff über die Vernachlässigung des Musikunterrichtes an den Schulen gehört. Er hat eine Initiative der Landesregierung angekündigt. Möglicherweise können wir mit dem Initiativkreis dabei ein Stück mitwirken. Denn wenn wir die kulturelle Ausbildung, vor allem die Musikausbildung, radikal vernachlässigen, bekommen wir eine ganz anders geartete Gesellschaft, die ich nicht akzeptieren will. Musik bleibt ein Stück dessen, was das Leben lebenswert macht.

NRZ: Wo sehen Sie die größten Schwächen des Standortes Ruhrgebiet?

Müller: Was heißt Schwächen? Es ist schon einigermaßen unerträglich, wenn Sie nicht wissen, wie lange die Politik die Steinkohleförderung in Deutschland haben will. Weil sie sagt: Wir können die Kohle auf dem Weltmarkt billiger kaufen. Und die Versorgungssicherheit spielt keine Rolle. Da ist vieles im Bruch.

Was meinen Sie, wie viele Malermeister für den Bergbau arbeiten? Wie viele Büdchen neben den Zechen stehen? Es gibt viele namhafte Mittelständler, die von der Existenz des Bergbaus leben, von der Bergbau-Ausrüstung ganz zu schweigen.

NRZ: Man kann ja auch die Gegenrechnung aufmachen: Wie viele Leute im Umfeld des Bergbaus sind Steuerzahler...

Müller: Sie haben vollkommen Recht! In der volkswirtschaftlichen Bilanz von NRW bringt der Bergbau deutlich mehr ein an Wachstum, Wertschöpfung und Sicherung von Arbeitsplätzen als die Landesregierung im Vergleich dazu an Haushaltsmitteln dazu gibt. Gerade der Mittelstand ist großer Auftragnehmer des Bergbaus. Aus vielen Gesprächen mit Unternehmern von der Ruhr weiß ich, dass hier die Verunsicherung besonders groß ist.

NRZ: Im Ruhrgebiet gibt es keine gewachsene Kultur der Selbstständigkeit. Ist das ein Problem?

Müller: Ja, durchaus. Baden-Württemberg etwa ist gut gefahren mit dezentral kleinteiligen Unternehmen. Die hat es in dieser Form hier nicht gegeben. Auf der anderen Seite sterben auch in Baden-Württemberg oder in Bayern überproportional viele Betriebe. Ich will aber lieber hervorheben, dass in der Geschichte des Ruhrgebietes und in der Art, wie die Menschen hier sind, auch Chancen für eine gute Zukunft des Reviers liegen. Denn hier im Herzen des Ruhrgebiets weiß man noch, was Industrie bedeutet: Null Lärm, null Emissionen, null Schadstoffe, das gibt es nicht. Dann gäbe es keine Industrie. Industrielle Arbeit ist immer mit einer gewissen Belästigung verbunden. Aber wenn wir die Industrie und die damit verbundenen Arbeitsplätze wollen, dann müssen wir das in Kauf nehmen. Hier im Ruhrgebiet tun das viele.

NRZ: Auch bei Ihrer neuen Kokerei...

Müller: Meine Prognose, dass wir eine neue Kokerei in Deutschland brauchen, geht in Erfüllung. Aber unser Hauptabnehmer Thyssen-Krupp hat sich inzwischen überlegt, das Projekt selbst zu bauen. Was für das Ruhrgebiet zählt, ist das Ergebnis.

NRZ: Welche Bedeutung hat das Ruhrgebiet noch für die RAG, wenn Sie sich neu aufstellt mit den Säulen Chemie, Energie und Immobilien?

Müller: Ihre Frage verwundert mich. Erstens ist unser Firmensitz hier. Und zwei von drei unserer Konzerntöchter haben ebenfalls ihren Firmensitz in Essen. Die Sparte Immobilien ist aufs Ruhrgebiet kon-

zentriert. Die Sparte Bau und Betrieb von Kraftwerken auch. Und die Chemiesparte hat wichtige Standorte hier im Revier und ihren Firmensitz in Düsseldorf. Wir sind also mit ganz wesentlichen Aktivitäten auf diese Region konzentriert und wollen das auch bleiben.

Interview: Richard Kiessler und Frank Stenglein